

PAVLOS TZERMIAS / ZÜRICH

Methodologische Überlegungen zur Geschichtsschreibung über das neuzeitliche Griechenland

„Um die Öffentlichkeit auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die dem griechischen Volk und dem deutschen Ansehen in der Welt durch eine Politik unverantwortlicher Nachgiebigkeit gegenüber einem Regime der Gewalt, des Unrechts und der Unterdrückung drohen, trete ich ab Freitag, den 28. November in den Hungerstreik.“ So endete die Erklärung, die Gunnar Hering, damals Assistent an der Universität Freiburg im Breisgau, 1969 im Zusammenhang mit seinem Protest gegen die Praktiken der Athener Militärjunta verfasste. Im Mai 1988 nahm er als Professor in Wien aus einem ganz anderen Anlass Stellung gegen Interpretationsvorschläge, die bezüglich wissenschaftlicher Sachkenntnis und kritischer Verarbeitung der Forschungsergebnisse minimalen Anforderungen nicht genügen und somit zu voreingenommener Urteilsbildung führen. Ich könnte die Belege vermehren. Aber das Gesagte, das auf Akten meines persönlichen Archivs beruht, reicht aus. Es zeigt, dass sich Gunnar Hering um historische Objektivität bemühte, ohne das ethische Engagement für Freiheit und Menschlichkeit preiszugeben. Er forschte, beschrieb und interpretierte, ohne die bewertende Aufgabe des Historikers zu vergessen. Er war mit der Dialektik von Sein und Sollen in der Geschichtsschreibung vertraut. Er war ein Kritiker des Nationalismus. Schon deshalb sah er die Geschichte der Griechen, wie Maria A. Stassinopoulou 1995 in einem Beitrag in der Athener „Kathimerini“ hervorhob, im Kontext grösserer geographischer Dimensionen. Der Neogräzist Hering war m.E. geradezu prädestiniert, die dringend notwendige grenzüberschreitende Geschichte des gesamten Südosteuropa zu verfassen – grenzüberschreitend im buchstäblichen und übertragenen Sinne des Wortes. Leider ging er auch in diesem Sinn von uns zu früh weg. Der unvergessliche Gunnar verband seine freiheitliche Gesinnung mit dem Glauben an die soziale Gerechtigkeit. Er ging daher verständnisvoll auf die Sorgen und die Kinderkrankheiten der griechischen Arbeiterbewegung ein. So verurteilte er z.B. das venizelistische

Idionymon. Ein Linksdogmatismus lag ihm indes fern. Er lehnte überhaupt die vorgegebenen doktrinären Schemata ab. Seine neogräzistische Schöpfung beruht auf fundierter Kenntnis des Griechischen. Aus all den skizzierten Gründen finde ich, dass die beste Würdigung seiner Leistung darin besteht, die nachfolgenden methodologischen Überlegungen zur Geschichtsschreibung über das neuzeitliche Griechenland seinem Andenken zu widmen.

„Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet [...] Denn auch nicht ein Tropfen edlen und ungemischten Hellenenblutes fliesst in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands“. Diese Sätze stammen aus der Feder des Historikers Jakob Philipp Fallmerayer (1790–1861). Sie stehen in der Vorrede des 1830 erschienenen ersten Teils seiner „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters“. Darin versuchte der eigenwillige Gelehrte, den Beweis für eine These zu erbringen, welche in etwas schematischer Zusammenfassung auf der Behauptung beruhte, die Neugriechen seien, soweit es sich bei ihnen nicht um Albaner handle, eigentlich Slawen.

Fallmerayers These musste damals bei Hellenen und Philhellenen wie eine Provokation wirken. Das Erscheinen des ersten Teils des erwähnten Werkes fiel gleichsam mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands im Londoner Protokoll (1830) zusammen, d.h. mit der Krönung des 1821 begonnenen griechischen Freiheitskampfes gegen die Türken. Jener Aufstand war der Ausdruck einer nationalen Befreiungsbewegung, die sich entgegen der anders lautenden Behauptung Eric J. Hobsbawms nicht zuletzt vom Ideal der hellenischen Wiedergeburt leiten liess. Der Philhellenismus, der laut Wilhelm Oechsli (1851–1919) „in der dumpfen Reaktionsperiode die Geister wach hielt“, erblickte in den griechischen Freiheitskämpfern die Nachkommen der alten Hellenen. Dabei wurden diese auf die gleiche romantische Weise idealisiert wie jene.

Führte Fallmerayer, wie etwa Dolf Sternberger meinte, den „Feldzug eines Realisten gegen den romantisch gewordenen Klassizismus“? Wie ich in meiner „Neugriechischen Geschichte“ dargelegt habe, ist durch die historische Entwicklung evident geworden, dass Äusserungen Fallmerayers wie beispielsweise diejenige, wonach die Sache der Griechen „verblichen und verwittert“ sei, noch unrealistischer waren als die zweifelsohne in mancher Hinsicht lebensfremde Einstellung vieler Philhellenen. Durch seine Übertreibungen brachte es Fallmerayer zudem ungewollt fertig, sowohl die progriechische Bewegung im Ausland als auch das hellenische Nationalbewusstsein im Inland noch mehr zu stärken.

In die Fussstapfen bestimmter Vorläufer tretend widersprach schon Carl Hopf 1867/68 der Slawisierungsthese Fallmerayers. Der nicht polemische

Teil des Werkes Fallmerayers zeugt zwar vom Ringen des Wissenschaftlers mit seinem Forschungsobjekt, und manche seiner Ausführungen offenbaren die „tiefe Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und die Gabe, das Erlebte elegant, kraftvoll und plastisch darzustellen“ (Editha Wolf-Crome). Doch durch die List der Historie ging Fallmerayer weniger als akzeptierter Forscher und mehr als unfreiwilliger Promotor der Aspirationen des Hellenentums und des Philhellenentums in die Geschichte ein.

Das „Ansinnen“ des Verfechters der Slawisierungstheorie, die historische Kontinuität des Griechentums in Frage zu stellen, versetzte Hellenen und Philhellenen erst recht in „Alarmbereitschaft“. Die Neugriechen und ihre Freunde nahmen die „Herausforderung“ Fallmerayers an und versuchten nachzuweisen, dass die These von der Ausrottung des Griechengeschlechts falsch sei. In diese geistige Umwelt gehört zum Beispiel der hervorragende, das hellenische Element aus patriotischer Sicht immer wieder betonende Historiker Konstantinos Paparrigopoulos (1815–1891), dessen „Geschichte der hellenischen Nation von den frühesten bis zu den neueren Zeiten“ in Griechenland „klassisch“ geworden ist.

Bereits 1843 setzte sich Paparrigopoulos mit den Ansichten Fallmerayers kritisch auseinander. Vor allem aber durch seine „Geschichte der hellenischen Nation“ betätigte sich der begabte Historiker gleichsam als Patriarch einer national orientierten Geschichtsschreibung. Dafür sprach schon die Einbeziehung des Nationsbegriffs in den Titel des Monumentalwerks. Gewiss, Paparrigopoulos war dem Ethos des kühl urteilenden Wissenschaftlers genug verpflichtet, um ohne Umschweife festzustellen, dass in den Adern der heutigen Bewohner Griechenlands auch „viel fremdes Blut“ fliesse. Er widersprach mit anderen Worten lediglich der überspitzten These Fallmerayers, das altgriechische Geschlecht sei *vollständig* ausgerottet worden. Trotz derartiger Relativierungen war Paparrigopoulos indessen auf seinem Gebiet ein entschlossener Verfechter des nationalistischen Idealismus seiner Zeit.

Jener Nationalismus hatte mittelbar oder unmittelbar, bewusst oder unbewusst mit der so genannten Megali Idea zu tun, einer nicht leicht und jedenfalls nicht einheitlich definierbaren Ideologie. Die Megali Idea (= grosse Idee) förderte zwar die Selbstfindung der Griechen in ihrem neuen Staat, führte aber – zumindest in ihren übersteigerten Ausdrucksformen – zur Ablenkung von den dringenden sozioökonomischen Problemen des Landes. Auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung hatte der nationalistische Idealismus manche methodologische Inkonvenienz und Einseitigkeit zur Folge. Das nationalistische Engagement trübte den Blick nicht weniger Historiker. Es wäre sicherlich ungerecht, wenn man die Unterordnung der Historik

unter den Nationalismus als ausschliesslich hellenische Erscheinung jener Zeit hinstellen möchte. In unserem Zusammenhang steht jedoch die *griechische* Geschichtsschreibung zur Diskussion.

Als mit der Kleinasiatischen Katastrophe (1922) der Traum der Megali Idea in der Form des Grossgriechenland-Ideals ausgeträumt war, begannen sich in der hellenischen Geschichtsschreibung Ernüchterungstendenzen bemerkbar zu machen. Die Akzentuierung der sozioökonomischen Problematik führte allmählich bis zu einem gewissen Grade zur Loslösung vom nationalistischen Idealismus. In einem Teil der Historiographie zeichnete sich allerdings bereits ein neues Engagement ab: das Streben nach Förderung der Sache der Arbeiterklasse durch den so genannten historischen Materialismus. Der Marxist Janis Kordatos (1891–1961) (Kordatos schrieb seinen Vornamen mit einem n) gab 1924 seine erste geschichtliche Studie heraus, die sich zum Ziel setzte, den Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken unter dem Gesichtspunkt des Klassenkampfes zu deuten. Kordatos' Schrift war nicht zuletzt auch als Kampfansage an die Historiker der „herrschenden Klasse“ gedacht. Sie löste damals entsprechende Reaktionen aus. Kordatos verfügte nicht nur über ein kämpferisches Temperament, sondern auch über eine erstaunliche Arbeitskraft. Als er am 28. April 1961 starb, hinterliess er ein in Umfang und Vielfalt eindrucksvolles, wenn auch in qualitativer Hinsicht manche Mängel aufweisendes Werk. So wurde er zum Stammvater der marxistischen Geschichtswissenschaft in Hellas, gewissermassen zum Antipoden des Paparrigopoulos.

Lange war Kordatos für die griechische Historiographie ein „Ärgernis“. Dann aber kamen infolge sozialpolitischer Veränderungen für den historischen Materialismus günstigere Zeiten. Zwar stellte es eine starke Übertreibung dar, als der Historiker Nikos Svoronos (1911–1989) meinte, der Marxismus sei trotz verschiedener Variationen, Änderungen und Strömungen die „wissenschaftlich erprobte und – eingestandenermassen oder nicht – gemeinsame Grundlage“ im geisteswissenschaftlichen Forschungsbereich. Nichtsdestoweniger lässt sich nicht bestreiten, dass es im heutigen Griechenland eine ansehnliche Zahl mehr oder weniger marxistisch orientierter Geschichtswissenschaftler gibt. In diesem Sinne ist die marxistische oder neo-marxistische Geschichtsauffassung salonfähig geworden. Zwar erschütterte der Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ den Glauben vieler Marxisten an die „absolute Wahrheit“ des historischen Materialismus. Die Auseinandersetzung mit dem ideologischen Erbe ist indes in den betreffenden Kreisen bisher in engen Grenzen geblieben. Nicht nur das. Im Rahmen einer boulevardartigen metamarxistischen Pseudobewältigung der Vergangenheit erscheint ein Teil der Historiographie in popularisierender,

den wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügender romanartiger Form. Typische Beispiele das Buch des Dionysis Charitopoulos über Aris Velouchiotis und dasjenige des Fredy Germanos über Nikos Zachariadis. Hier imitiert die griechische „Geschichtsschreibung“ ausländische „Vorbilder“, wie etwa die Marx-Biographie von Francis Wheen. Im Zuge der berühmt-berüchtigten Globalisierung macht sich offenbar bezahlt, wenn man nebst McDonald-Nahrung auch ein wenig Velouchiotis, Zachariadis und Marx verkauft. Näheres in meinem Buch „Karl Marx redivivus?“, Athen 2002 (griechisch).

Es ist etlichen Vertretern der marxistischen Geschichtsschreibung in Griechenland zugute zu halten, das Ihre zur partiellen Loslösung vom nationalistischen Idealismus beigetragen zu haben. Den betreffenden Wissenschaftlern ist nebst manchen anderen, nicht marxistisch orientierten Historikern, nicht zuletzt auch zu verdanken, dass die heutige hellenische Historiographie hinsichtlich der Überwindung des Fallmerayer-Traumas beachtliche Fortschritte zu verzeichnen hat. Reagierte man früher in Hellas auf die z.B. von A.A. Vasiliev beanstandeten „obvious exaggerations“ des Verfassers der Morea-Geschichte „mit Schärfe und unter Missachtung des hellenischen Masses“ (Andreas N. Stratos), so zeichnet sich heute manche griechische Erörterung der „Slawenfrage“ durch Sachlichkeit und Ausgewogenheit aus. Die Erkenntnis scheint an Boden gewonnen zu haben, dass sowohl die Doktrin Fallmerayers über das „Sprachhellenentum“ als auch der Widerspruch mancher seiner Gegner auf der unhaltbaren Prämisse beruhte, die „Reinheit“ eines Volkes sei unabdingbare Voraussetzung für dessen Qualität.

Aufschlussreich für die partielle Änderung des Klimas ist auch die Tatsache, dass in Athen 1984 eine Abhandlung Fallmerayers in griechischer Übersetzung erschienen ist. So wurde mit fast genau 150jähriger Verspätung jenen Griechen, welche des Deutschen nicht kundig sind, zumindest ein Teil der Argumentation Fallmerayers über die Herkunft der Neuhellenen zugänglich. Das Erscheinen der Übersetzung ist ausserdem als ein Beitrag zur Überwindung des in Hellas sehr verbreiteten Irrtums anzusehen, Fallmerayer sei ein „Panslawist“ gewesen. Zwar hatte Frangiskos Zamvaldis schon 1872 auf das politische Engagement des Verfassers der Morea-Geschichte gegen „die Tendenzen des slawischen Despotismus“ hingewiesen. Trotzdem wurde der Verkünder der These der „Ausrottung der Hellenen“ auch danach immer wieder als Verfechter des Panslawismus missverstanden.

Die Bemühungen um eine Überwindung des Fallmerayer-Traumas gehen parallel zu denjenigen um die „Befreiung von der Bürde der Antike“. Gegenüber dem hellenischen Altertum empfindet heute mancher Grieche eine Art

Hassliebe, wenn nicht sogar eine „ikonoklastische Wut“. „Jeder Stein ein Held, wo soll ich Armer stehen?“ kann man in Versen der griechischen Lyrikerin Manto Aravantinou lesen. Die Revolte gegen die ruhmreiche Vergangenheit – in den Augen der klassisierenden Humanisten eine Hybris – nimmt gelegentlich das Ausmass des Verlangens nach einer regelrechten „Säuberung“ des Landes von den Denkmälern der Antike an. Es versteht sich, dass im Zuge dieser Reaktion sogar das Verhältnis Neugriechenlands zum Philhellenismus überprüft wird. Die Tendenz, manchen Philhellenen als „Abenteurer“ oder „ausländischen Agenten“ zu betrachten, ist in gewissen griechischen Publikationen der Gegenwart unverkennbar. Hand in Hand mit derartigen Strömungen geht – vornehmlich auch in nichtgriechischen Veröffentlichungen – die Neigung zu Betrachtungen über das „Griechenland ohne Säulen“.

Der nicht selten zu beobachtende Ausschlag des Pendels ins andere Extrem ist als Reaktion auf den lebensfremden Humanismus der Vergangenheit verständlich. Von dieser Reaktion kann die Neugriechenland-Historiographie insofern profitieren, als die „Befreiung von der Bürde der Antike“ unter Umständen geeignet ist, eine sachlich-nüchterne Betrachtung der Gegenwart zu fördern. Damit wird aber keineswegs einer radikalen Leugnung der geschichtlichen Kontinuität Griechenlands das Wort geredet. Es geht nicht darum, das „Griechenland ohne Säulen“ dem alten Hellas oder dieses jenem entgegenzusetzen. Beides bildet in mancher Hinsicht eine historische Einheit – eine Einheit freilich, die voller Widersprüche und Gegensätze ist. Wenn hier von historischer Kontinuität die Rede ist, so ist das wohlgerne nicht in einem nationalistischen, geschweige denn rassistischen Sinne zu verstehen. Streng genommen gibt es keine die gesamte Entwicklung vom Altertum bis heute umfassende „Geschichte der hellenischen Nation“, wie im Anschluss an die Paparrigopoulos-Tradition der Titel eines mehrbändigen griechischen Kollektivwerkes heisst, denn die Nation (= Ethnos) ist ein neuerer Begriff, der nicht in die Antike hineinprojiziert werden darf. Was die „Rassenreinheit“ anbelangt, ist es unannehmbar, das geschichtliche Geschehen auf die nicht selten zweifelhaften Ergebnisse „rassenkundlicher und rassengeschichtlicher Durchforschung“ reduzieren zu wollen – dies unabhängig davon, ob diese Betrachtungsweise zugunsten oder zuungunsten der hellenischen „Reinheit“ angerufen wird.

Zweifelsohne kann auch die biologische Anthropologie der Geschichtsschreibung wertvolle Dienste leisten. Doch grundlegende Voraussetzung dafür ist strenge Distanz von Haltungen, welche auf der Annahme beruhen, diese oder jene Rasse bzw. ethnische Gruppe sei wertvoller als andere oder gar alle anderen. Die Gefahr, in derartige Wertungen abzugleiten, ist nicht

zu unterschätzen. Die Fragwürdigkeit solcher Tendenzen manifestiert sich plastisch in einer Gegenüberstellung der Thesen des Nazi-Rassentheoretikers Hans F.K. Günther einerseits und des Griechen Aris N. Poulianos andererseits. Jener sang ein Klagelied auf das Verschwinden des tüchtigen „indogermanischen Hellenentums“, dieser behauptet, dass es eine ununterbrochene phyletische Einheit des Volkes Griechenlands im Laufe seiner ganzen Geschichte zumindest seit den neolithischen Zeiten gebe. Fragwürdig ist ferner die Verabsolutierung des Zwistes zwischen Okzidentalismus und Orientalismus bzw. zwischen Eurozentrismus und Afrozentrismus. Die historische Wahrheit ist, um es so auszudrücken, keine Schwarzweissmalerei.

In letzter Analyse wurzelt die Kontinuität der griechischen Geschichte im hellenischen Bewusstsein der heutigen Griechen, einem Bewusstsein, das sich unter anderem von der Erhaltung der Sprache nährt. Hans Kohn, ein ausgezeichneter Kenner des Nationalismus, hebt zutreffend hervor, dass dieser in erster Linie eine Geisteshaltung ist. „Die Nationalitäten sind das Ergebnis der Entwicklung der Gesellschaft im Verlaufe der Geschichte.“ Zu Recht weist Kohn auch auf die Fiktionen hin, durch welche die Nation zu einem Absolutum erhoben worden ist: das Blut oder die Rasse als angebliche Grundlage der Nationalität einerseits und den Volksgeist als deren „ewig sprudelnden Quell“ andererseits. Vor dem Hintergrund einer nüchternen Betrachtungsweise könnte die Frage der historischen Kontinuität der Bewohner Griechenlands mit der lapidaren Bemerkung erledigt werden: Die Neugriechen sind Hellenen, weil sie sich als solche fühlen und verstehen.

Die kritische Auseinandersetzung mit den mythischen Elementen eines überspitzten Nationalismus ist, wie schon erwähnt, unter anderem das Verdienst der marxistisch orientierten griechischen Historiographie. Zwar ist das sozialpolitische Engagement der Historiker dieser Richtung in manchem Fall auch mit patriotischem Pathos verknüpft. Nicht das Anthropologische ist hier aber das Ausschlaggebende, sondern das Sozioökonomische.

Dieses im Vergleich zum nationalistischen Idealismus neue Engagement hat zweifelsohne die Geschichtsschreibung Griechenlands in mancher Hinsicht befruchtet. Das gilt vor allem für jene Fälle, in denen die marxistische Methode mehr oder weniger undogmatisch zur Anwendung gelangt ist. Das neugriechische historiographische Schrifttum weist sehr wertvolle Beiträge dieser Kategorie auf. Erwähnt seien z.B. die Arbeiten von Filippos Iliou, dem wir u.a. die Beschäftigung mit Dimitris Glinos und damit im Zusammenhang mit interessanten Gelehrten wie dem Philosophen Abroteles Eleftherop[o]julos verdanken. Die Literatur lässt auf der anderen Seite allzu oft jene Einseitigkeiten und Verzerrungen erkennen, welche die eindimensionale Betrachtungsweise des Marxismus mit sich bringt. Noch schlimmer

werden freilich die Dinge, wenn sich in diesem oder jenem Werk ein vulgärer Marxismus manifestiert, angesichts dessen Karl Marx den berühmten Ausspruch wiederholen würde: „Moi je ne suis pas marxiste!“ Es ist erfreulich, dass selbst bestimmte grundsätzlich auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehende Wissenschaftler – wie etwa Nikos Svoronos – gegen diesen Doktrinarismus Stellung beziehen.

Die Loslösung vom Dogmatismus der besagten Art setzt allerdings die Befreiung vom Prokrustes-Bett der Basis-Überbau-Doktrin voraus. Das ist ein Schritt, den selbst die undoktrinären Marxisten Griechenlands, wenn überhaupt, eher zögernd und verklausuliert machen. Die berühmte Stelle in Karl Marxens Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“ (1859), an welcher vom Verhältnis von Basis und Überbau die Rede ist, gilt noch bei vielen linksgerichteten griechischen Historikern gleichsam als sakrosankt. Es kommt hinzu, dass nicht wenige griechische Verfechter des historischen Materialismus diesen im einstigen, meistens zu wenig differenzierenden sowjetisch-marxistischen Sinn verstehen, weitgehend ohne ausreichende Kenntnis der Originalquellen operieren und somit an den mannigfaltigen Nuancen vorbeigehen, wie sie zum Beispiel in der einschlägigen Materialsammlung Iring Fetschers zum Ausdruck kommen.

Die unkritische Übernahme der marxistischen Geschichtsphilosophie hat insbesondere zwei negative Auswirkungen. Die eine davon bezieht sich auf das Schema von der Bestimmung des gesamten Überbaus durch die reale Basis. Dieses Schema stellt eine Vereinfachung dar. In der geschichtlichen Entwicklung spielen die wirtschaftlichen Faktoren zweifellos eine wichtige Rolle. Sie vermögen jedoch nicht, das ganze Spektrum der historischen Erscheinungen zu erklären. Engels hatte in einem Brief 1890 den ökonomischen Determinismus des Vorworts zur „Kritik der politischen Ökonomie“ durch sehr interessante Differenzierungen und vor allem durch die Einführung des Moments der Wechselwirkung relativiert.

Es geht aber um mehr als um eine Lockerung der Basis-Überbau-Doktrin durch Einführung des Begriffs der Wechselwirkung und durch Erweiterung desjenigen der Basis. Das marxistische Schema entspricht einem Kausalitätsdenken, das dem Wesen der Geschichte nicht – oder jedenfalls nicht ganz – gerecht wird. Man kann zwar auch in bezug auf das historische Geschehen in gewissem Sinne von Ursachen und Folgen sprechen. Da aber die Geschichte Menschengeschichte ist, bleibt ein Raum des Unvorhersehbaren bestehen. Von daher rühren nicht zuletzt etliche Fehlprognosen von Karl Marx.

Aufschlussreich für das Zögern manch griechischen Historikers linker Orientierung, das einengende Basis-Überbau-Denkschema abzuschütteln,

war zum Beispiel ein Referat, das Svoronos 1981 hielt. Erfreulicherweise nahm Svoronos gegen die „mechanistische Benutzung“ des Instrumentariums des Marxismus, gegen den Glauben an „unerschütterliche Dogmen“ und gegen die „Simplifizierungen“ gewisser marxistischer Soziologen oder Historiker klar Stellung. „In letzter Analyse“, sagte der Referent wörtlich, „ist es immer der Mensch, der seine Geschichte macht.“ Doch all diese bemerkenswerten Relativierungen des rigorosen Ökonomismus formulierte Svoronos sonderbarerweise im Sinne einer grundsätzlichen Übernahme des Gedankengutes der Begründer der marxistischen Geschichtsauffassung.

Laut Svoronos ist Marxens Basis-Überbau-These (insbesondere der berühmte Ausspruch: „Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt“) von deren Kritikern „gewollt oder ungewollt“ missverstanden worden. An diesem Missverständnis seien auch bestimmte simplifizierende Marxisten schuld. Trotz der Beteuerung von Svoronos, auf dem Boden der Gedanken der Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung zu stehen, liefen manche seiner methodologischen Bemerkungen im Grunde auf eine Revision des Marxismus hinaus.

Angesichts des ideologisch-politischen Antagonismus zwischen der „orthodoxen“ Kommunistischen Partei Griechenlands (KKE) und der damaligen eurokommunistisch orientierten Kommunistischen Partei des Inlands (KKEes) war Svoronos' behutsames Vorgehen bei der Verwaltung des marxistischen Erbes bis zu einem gewissen Grade verständlich. Er und seine eurokommunistischen Gesinnungsgenossen hatten Angst vor dem Vorwurf des „Revisionismus“ und des „Renegatentums“. Darunter litt aber die Diskussion über elementare Fragen der Theorie der Geschichtswissenschaft – Fragen, deren Beantwortung die Voraussetzung für ein vertieftes geschichtliches Studium bildet. Es litt und leidet darunter nicht zuletzt die Diskussion über die Genesis der griechischen Nation. Über einen postum veröffentlichten diesbezüglichen Text des Nikos Svoronos wird derzeit in Griechenland viel diskutiert. Es wird dabei allerdings nicht selten verkannt, dass dieser Text im Grunde Ansichten enthält, die schon früher bekannt waren, z.B. auf Grund eines Stefanos Psmazoglou und Nikos Alivizatos gewährten Interviews, aus dem hervorging, dass Svoronos die Kontinuität so stark hervorhob, dass seine Gesprächspartner meinten, er teile die Thesen des Paparrigopoulos. Eigentlich sagt uns Svoronos das, was etwa Hans Kohn meint, wenn er bezüglich der vornationalen Entwicklungen von „ethnographischem Rohstoff“ spricht. Diesen „ethnographischen Rohstoff“ verkennen jene Autoren, die unter Berufung auf den oft missverstandenen Benedict Ander-

son die Nation als Illusion bezeichnen, wogegen die griechische, insbesondere auch die griechischzypriotische Geschichte spricht. Näheres finden die Interessierten in meinen Zypernwerken, insbesondere in meinem dreibändigen griechischsprachigen Buch „Zypern von der Antike bis zum Beitritt zur Europäischen Union“ (Athen 2004), in dessen einleitenden Erörterungen ich mich mit der Doktrin Andersons auseinandersetze.

Nur wenn man sich vom Exklusivitätsanspruch des historischen Materialismus befreit, kann man das geschichtliche Geschehen nicht nur in der durchaus notwendigen und nützlichen sozioökonomischen Optik untersuchen, sondern auch von anderen, ebenso legitimen Warten aus. Zu ihnen gehört zum Beispiel die religionssoziologische Max Webers, auf Grund dessen Untersuchung über die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus man etwa die Frage aufwerfen kann, warum die innerweltliche Askese im griechischen Osten keine entscheidende Rolle gespielt hat.

Wenden wir uns nun der zweiten negativen Auswirkung der unkritischen Übernahme der marxistischen Geschichtsphilosophie zu. Nach Marx führt die geschichtliche Entwicklung zwangsläufig zur Schaffung der klassenlosen Gesellschaft und zur Realisierung der sozialen Gerechtigkeit. Sein Sozialismus bzw. Kommunismus wurzelt somit in der historischen Notwendigkeit, in einem geschichtlichen Müssen. In seiner Auseinandersetzung mit anderen Vorkämpfern der sozialistischen Idee versuchte Marx immer wieder nachzuweisen, dass seine eigene Doktrin die einzig richtige sei, weil sie auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhe. Die Wissenschaftlichkeit seiner Theorie bestand nach Ansicht Marxens gerade in der Loslösung von ethischen Postulaten und Bewertungen. Gerade der Aspekt der marxistischen Lehre, der im Ausdruck „wissenschaftlicher Sozialismus“ enthalten ist, stellt aber einen der Grundirrtümer Marxens dar. Die geschichtliche Entwicklung zeigt, dass die Verknüpfung der materialistischen Geschichtsauffassung mit einer Heilserwartung auf einer Illusion beruht. Marx hat unlogischerweise einen sozialen Darwinismus mit der Vision einer besseren Welt verbunden. Aus einem geschichtlichen Müssen kann, wie der Religionsphilosoph Leonhard Ragaz (1868–1945) richtig hervorhob, kein sozialetisches Gebot abgeleitet werden. Nicht von ungefähr betonte Otto Bauer (1881–1938) die Notwendigkeit des Messens des historischen Geschehens am kategorischen Imperativ Kants. An der Verknüpfung der materialistischen Geschichtsauffassung mit einer Heilserwartung übt Karl Raimund Popper im zweiten Band seines Werkes „The Open Society and Its Enemies“ scharfsinnige Kritik. Fairerweise konzidiert er dabei, dass Marxens soziologische und ökonomische Analysen „trotz ihres Vorurteils“ ausgezeichnet waren, soweit sie deskriptiven Charakter aufwiesen.

Es ist nicht zufällig, dass Griechenlands marxistisch orientierte Historiker in der Regel eher abgeneigt sind, sich mit den Thesen Poppers über das „Elend des Historizismus“ kritisch auseinanderzusetzen. Im Rahmen eines Symposiums über den griechischen Freiheitskampf von 1821 befasste sich zum Beispiel die Historikerin Eleni Antoniadi-Bibikou in einem Referat mit methodologischen Problemen der Geschichtsforschung auf dem betreffenden Gebiet. Ihre diesbezüglichen Ausführungen gingen aber nicht über das übliche Schema der materialistischen Geschichtsauffassung und über die Anrufung von Marx und Lenin hinaus. Die methodologischen Einwände der altera pars wurden völlig übergangen. In ähnliche Schwierigkeiten verwickeln sich mutatis mutandis auch bestimmte türkische Autoren, die sich als Marxisten empfinden, wenn sie sich etwa mit der so genannten asiatischen Produktionsweise befassen. Selbst Svoronos schien die Kontroverse über den Historizismus als sozusagen sinnlos zu betrachten. Der seriöse Historiker, schrieb er, könne der Diskussion darüber nicht viel Verständnis entgegenbringen. Er, Svoronos, habe den Eindruck, dass sowohl bei den Verteidigern als auch bei den Gegnern des Historizismus viele Missverständnisse herrschten.

Die Diskussion, welche Svoronos für eher unergiebig zu halten schien, hängt direkt oder indirekt mit fundamentalen Fragen der Geschichtswissenschaft zusammen, die etwa in Anlehnung an die diesbezüglichen Darlegungen Karl-Georg Fabers stichwortartig wie folgt angedeutet werden können: Was ist Geschichte? Individuelles und Allgemeines, Kausalität und Zufall, Typus und Struktur in der Geschichte. Normative und historische Hermeneutik. Die Frage der Sprache der Historie. Massstäbe und Werte. *Historia comtemplativa* – *Historia activa*. Es ist hier nicht der Ort, zu derartigen Fragen in diesem oder jenem Sinne Stellung zu beziehen. Im Rahmen meiner Ausführungen ist die Feststellung von Relevanz, dass die marxistisch orientierte Geschichtsschreibung der Gegenwart in Griechenland trotz des Bekenntnisses zum historischen Materialismus weitgehend zur Theorieabstinenz neigt. Ihr Marxismus ist ein Historizismus ohne nennenswerten theoretischen Hintergrund.

Das steht freilich zu Marxens kritischer Einstellung in Widerspruch, wie diese nicht im Vorwort, sondern in der Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie zum Ausdruck kommt. In der Fragment gebliebenen, von Marx selber nie publizierten Einleitung (1857) gestand der Begründer des „wissenschaftlichen Sozialismus“ „alle jene Widersprüche ein, die sich aus einer allzu starren Anwendung seiner Theorie auf die konkrete Fülle der Kunst- und Literaturgeschichte ergeben mussten“ (Peter Demetz). Er machte aber darüber hinaus hochinteressante Relativierungen hinsichtlich des Verhält-

nisses von materiellem Fundament und geistigem Epiphänomen überhaupt. Unabhängig davon, ob dies seiner Absicht entsprach oder nicht, liess Marx auf diese Weise die Erkenntnis durchschimmern, dass die Ergründung der historischen Entwicklung einerseits und die ästhetische (und sonstige) Bewertung andererseits verschiedenen logischen Kategorien entsprechen. Bedauerlicherweise verkennt Panajotis Kondylis in seinen Ausführungen über Marxens Verhältnis zum alten Griechenland die Unüberbrückbarkeit dieser disparaten Elemente.

Die Befreiung vom Prokrustesbett der Basis-Überbau-Doktrin würde für jene neugriechischen Historiker, die zu Recht auf die sozioökonomische Optik Gewicht legen, nur eine Erweiterung des Horizonts und eine Bereicherung bedeuten. Eine Aufgabe des moralischen Radikalismus des Verfassers des „Kapitals“ müsste aus einer solchen Befreiung keineswegs resultieren. Dieser moralische Radikalismus ist laut Popper noch immer lebendig. Es ist unsere Aufgabe, ihn lebendig zu erhalten. Der „wissenschaftliche“ Marxismus, schreibt Popper, ist tot. Sein Gefühl für soziale Verantwortlichkeit und seine Liebe für die Freiheit müssen weiterleben.

Soziale Verantwortung und Freiheitsliebe setzen allerdings intellektuelle Redlichkeit und Bescheidenheit voraus. Mehr Toleranz gegenüber den Andersdenkenden, weniger Glaube an die eigene „absolute Wahrheit“ würde nicht nur der national-idealistisch, sondern auch der marxistisch orientierten Geschichtsschreibung Griechenlands gut tun. Marx, dessen Bewunderung für die hellenische Antike derjenigen der hervorragendsten Vertreter der patriotisch ausgerichteten Historiographie Neugriechenlands keineswegs nachstand, sprach in der Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie mit Begeisterung vom „ewigen Reiz“ der Leistungen der alten Griechen. Einer dieser Griechen, der Denker und Rhapsode Xenophanes, lehrte: „Sichere Wahrheit erkannte kein Mensch und wird keiner erkennen über die Götter und alle die Dinge, von denen ich spreche.“ „Es ist alles durchweht von Vermutung.“ Man braucht nicht einem Agnostizismus zu verfallen, um den Worten Xenophanes' den Sinn einer Ermahnung zur Bekämpfung der Arroganz des Wissens abzugewinnen – einer Ermahnung, die, wie das Aufblühen der postkommunistischen Nationalismen zeigt, stets aktuell bleibt. Man kann diese Ermahnung auch mit den Worten des Dichters Nanos Valaoritis ausdrücken, die sich Gunnar Hering zur Maxime gemacht hatte: «Μου είπαν να μη δω καθόλου και να πιστέψω... Αρνήθηκα να συγκατατεθώ και ν' αλλαξοπιστήσω ...».

Bibliographische Notiz

Obiger Text gibt den am 16. 12. 2004 gehaltenen Vortrag genau wieder. Er stützt sich weitgehend auf die einleitenden Ausführungen folgenden Buches: Pavlos Tzermias, Neugriechische Geschichte. Eine Einführung, 3., überarbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen 1999. Dort finden die Interessenten auch weitere Literaturhinweise. Außerdem wurden Gedankengänge verwendet, die in meinem inzwischen erschienenen neuen Buch enthalten sind: Pavlos Tzermias, Aspekte der griechischen Philosophie von der Antike bis heute, Tübingen, Francke Verlag 2005. In diesem Buch wird u.a. die griechische Geschichtsschreibung unter dem Aspekt der Geschichtsphilosophie betrachtet, wobei die Thematik des Verhältnisses von Sein und Sollen ausführlich analysiert wird.

Pavlos Tzermias
Fribourg/Zürich

